

Uta Pohl-Patalong

Gottesdienst erleben

Empirische Einsichten zum
evangelischen Gottesdienst

Kohlhammer

Uta Pohl-Patalong

Gottesdienst erleben

Empirische Einsichten zum
evangelischen Gottesdienst

Verlag W. Kohlhammer

Alle Rechte vorbehalten
© 2011 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart
Reproduktionsvorlage: Textwerkstatt Werner Veith München
Gesamtherstellung:
W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG, Stuttgart
Printed in Germany

ISBN 978-3-17-021730-0

Inhalt

Einleitung	7
<i>1. Gottesdienst feiern heute – praktisch-theologische Diskussionen</i>	11
1.1 Neue Aufmerksamkeit für den Gottesdienst	12
1.2 Der Gottesdienst und die Kirchenmitglieder	13
1.2.1 Der Gottesdienstbesuch in Zahlen	14
1.2.2 Gottesdienstbesuch und Lebensstil	16
1.2.3 Gottesdienstbesuch im individuellen Rhythmus	18
1.2.4 Gründe für die Entwicklung des Gottesdienstbesuchs	19
1.3 Gegenwärtige Formen des Gottesdienstes	26
1.3.1 Schritte zur gegenwärtigen Form des Gottesdienstes	26
1.3.2 Das evangelische Gottesdienstbuch als Grundlage des heutigen Sonntagsgottesdienstes	29
1.3.3 Alternative Gottesdienstformen	31
1.4 Die Bedeutung des Gottesdienstes in Kirche und Theologie	35
1.4.1 Die Bedeutung des Gottesdienstes in der Sicht der Kirchenmitglieder	35
1.4.2 Die theologische Bedeutung des Gottesdienstes	35
1.4.3 Der Gottesdienst als „Mitte“ der Gemeinde?	36
1.5 Funktionen und Wirkungen des Gottesdienstes	38
1.5.1 Funktionen des Gottesdienstes contra Zweckfreiheit?	38
1.5.2 Ernst Lange: Was nützt der Gottesdienst?	39
1.5.3 Dieter Trautwein: Gottesdienst als Lernprozess	40
1.5.4 Werner Jetter: Erwartungen an den Gottesdienst	41
1.5.5 Peter Cornehl: Gottesdienst als Kultritual	42
1.5.6 Hans-Joachim Thilo: Die therapeutische Funktion des Gottesdienstes	42
1.5.7 Manfred Josuttis: Gottesdienst als Kontaktsuche mit den Mächten des Lebens	44
1.5.8 Theophil Müller: Gottesdienst als Antwort auf individuelle Suchbewegungen	45
1.5.9 Christoph Dinkel: Die gesellschaftlichen und individuellen Leistungen des Gottesdienstes	46
1.6 Der Gottesdienst aus der Perspektive der Teilnehmenden	48
1.6.1 Die EKD-Mitgliedschaftsuntersuchungen	48
1.6.2 Jürgen Körnlein: Gottesdienste in einer komplexen Welt	49
1.6.3 Marcus König/Paul Zulehner: Qualitätsverbesserung der Sonntagsmesse durch Befragung von Kirchenmitgliedern	49
1.6.4 Benjamin Roßner: Junge ostdeutsche Erwachsene und der Gottesdienst	50
1.6.5 Jeanett Martin: Rituale, Bedürfnisse und Bedeutungszuschreibungen an den Gottesdienst	51
1.6.6 Hanns Kerner: Der Gottesdienst in der Perspektive bayerischer Kirchenmitglieder	51
1.7 Zusammenfassung und Weiterführung	52

2. Der Forschungsansatz der Studie – methodische Überlegungen	55
2.1 Der qualitative Ansatz.....	55
2.1.1 Grundlegende Orientierungen qualitativer Forschung	55
2.1.2 Wissenschaftliche Qualität in qualitativen Verfahren	59
2.1.3 Die Entscheidung für den qualitativen Ansatz	61
2.2 Der methodische Weg der Studie.....	61
2.2.1 Zielsetzung und Fragestellung.....	62
2.2.2 Der Theorierahmen	63
2.2.3 Die Forschungsgruppe.....	63
2.2.4 Die Datenerhebung.....	64
2.2.5 Die Auswahl der Interviewpartnerinnen und -partner	68
2.2.6 Die Durchführung der Interviews.....	75
2.2.7 Die Auswertung.....	75
2.2.8 Die Entwicklung der Theorie	80
2.3 „Erleben“ als Leitkategorie der Studie.....	81
2.3.1 „Erleben“ – psychologischer Kontext	82
2.3.2 „Erleben“ – philosophischer Kontext	84
2.3.3 „Erlebnis“ – soziologischer Kontext	87
2.3.4 „Erleben“ – theologischer Hintergrund	88
2.3.5 Konsequenzen für die Verwendung des Erlebensbegriffes in der Studie.....	93
2.3.6 „Logiken“ des Erlebens als Strukturmerkmal der Darstellung.....	93
3. Das Erleben des Gottesdienstes – empirische Erkenntnisse	95
3.1 Die gottesdienstlichen Elemente	95
3.1.1 Die Begrüßung an der Kirchentür	96
3.1.2 Die Begrüßung am Beginn des Gottesdienstes	99
3.1.3 Die Liturgie	101
3.1.4 Die musikalische Gestaltung	116
3.1.5 Die Bibeltexte.....	131
3.1.6 Die Predigt	136
3.1.7 Die Gebete.....	145
3.1.8 Stillephasen	149
3.1.9 Das Abendmahl.....	154
3.1.10 Der Segen	161
3.2 Äußere Faktoren gottesdienstlichen Erlebens	167
3.2.1 Pfarrerinnen und Pfarrer	168
3.2.2 Der Kirchenraum.....	173
3.2.3 Soziale Kontakte	178
3.2.4 Gemeinschaft.....	183
3.2.5 Das Subjekt	188
3.3 Spannungsfelder gottesdienstlichen Erlebens	193
3.3.1 Zwischen Zuspruch und Veränderungsimpulsen	193
3.3.2 Zwischen Alltagsdistanz und Alltagsbezug.....	198
3.3.3 Zwischen Mitwirkung und Rezeptivität	203
4. Zusammenfassende Auswertung.....	211
Anhang.....	220
Literaturverzeichnis.....	226

Dieses möchte die vorliegende Studie leisten und damit die Lücke schließen. Im Rahmen der Untersuchung haben sich 22 Menschen, die regelmäßig oder unregelmäßig den evangelischen Gottesdienst besuchen, detailliert dazu geäußert, wie sie diesen in seinen Elementen und Aspekten erleben. Das Buch stellt die Ergebnisse der ausgewerteten Interviews vor, strukturiert sie und deutet sie in praktisch-theologischer Perspektive. Die Befragung von Gottesdienstteilnehmenden folgt der praktisch-theologischen Tendenz, die Sicht der teilnehmenden Subjekte ernst zu nehmen und sich um ihre sorgfältige Wahrnehmung zu bemühen, ohne sie vorschnell in feststehende theologische oder kirchliche Kategorien zu vereinnahmen oder für institutionelle Interessen zu verzwecken. Die Chance besteht darin, sich vertieft auf die Wahrnehmung des komplexen gottesdienstlichen Geschehens durch die Subjekte einzulassen. Da „Erleben“ die emotionale Ebene ebenso einschließt wie das Verständnis des Gottesdienstes und den jeweils persönlichen Zugang zu ihm, kommt die Sicht der Gottesdienstteilnehmenden umfassend zu Wort und ermöglicht vertiefte und differenzierte Einblicke. Interessanterweise eröffnet die Perspektive des Erlebens an manchen Stellen noch einmal ganz andere Einsichten als die Frage nach den Erwartungen. Die Vertiefung der Fragerichtung, die die emotionale Ebene einbezieht, ruft offensichtlich weniger Eindeutigkeiten und Abgrenzungen hervor als dies bei der Frage nach den Erwartungen geäußert wird (hier ergibt sich zumeist, dass die einen nur den traditionellen Sonntagvormittagsgottesdienst wünschen, während die anderen ebenso konsequent nur alternative Formen bevorzugen) und macht den Blick frei für das komplexe und differenzierte Erleben des Gottesdienstes in seinen unterschiedlichen Formen. Insofern trennt die Studie bewusst nicht von vornherein zwischen „agendarischen“ und „alternativen“ Formen des Gottesdienstes, sondern geht vom Gottesdienst als kirchlicher Handlungsform in ihren vielfältigen Facetten aus und ermöglicht den Interviewpartnerinnen und -partnern, sich auf unterschiedliche Gottesdienstformen zu beziehen. Der Fokus der Studie liegt dabei auf der Wahrnehmung der Perspektive der Subjekte. Daraus ergeben sich sicherlich Konsequenzen für das kirchliche Handeln, allerdings sind diese – wie es in der Regel bei empirischen Untersuchungen der Fall ist – nicht unmittelbar aus der Wahrnehmung abzuleiten, so dass dies eine Aufgabe für ein nachfolgendes Buch wäre.

Vorgeschaltet ist dem empirischen Teil des Buches ein Überblick über die wichtigsten praktisch-theologischen Diskussionslinien zum evangelischen Gottesdienst (Kapitel 1). Diese sind hilfreich zum Verstehen des gottesdienstlichen Erlebens, indem sie die Situation des Gottesdienstes und damit auch des gottesdienstlichen Erlebens erhellen und gleichzeitig Fragen aus den Diskursen benennen, die dann in der empirischen Untersuchung aufgegriffen werden. Zudem werden der Ansatz der qualitativen Sozialforschung als Zugang der Untersuchung begründet sowie zentrale Voraussetzungen des Vorgehens erläutert (Kapitel 2). Den Hauptteil bildet dann die empirische Perspektive, in der die Ergebnisse der Interviews dargestellt und gedeutet werden (Kapitel 3). Dabei wird den Interviewäußerungen breiter Raum gegeben, um die Perspektive der Subjekte hinreichend zur Geltung zu bringen (die Fundstelle der Äußerung wird mit dem Codename der interviewten Person, der Seiten und den Zeilen des Zitates im transkribierten Interview angegeben). Die Auswertung der Interviews erfolgt anhand von inhaltlichen Kriterien wie „Predigt“, „Segen“ oder „Kirchenraum“. Dabei tritt die individuelle Perspektive der einzelnen Interviewpartnerinnen und -partner zurück, sie werden jedoch in kurzen Profilen vorgestellt, so dass sich auch persönliche Linien leicht verfolgen lassen.

Drei Konkretisierungen sind vorweg zu nennen:

1. Die Studie bezieht sich ausschließlich auf den evangelischen Gottesdienst, da trotz mancher – angesichts der theologischen Differenzen erstaunlichen – Parallelen mit

Einleitung

Seit fast 2000 Jahren erleben Menschen christliche Gottesdienste, ob sie darüber nachdenken oder nicht: Ihr Erleben beginnt unweigerlich, sobald sie die Schwelle eines gottesdienstlichen Raumes überschreiten, und es endet erst, wenn sie den Raum wieder verlassen. Zumeist ist die Frage, wie ein konkreter Gottesdienst (oder der Gottesdienst überhaupt) erlebt wurde, nur Gegenstand persönlicher Reflexion oder eines privaten Austausches: „Die Predigt war heute interessant / gut verständlich / langweilig...“ „Die Gottesdienste in dieser Gemeinde sind immer schön / lebendig / steif...“ „Wenn Pfarrerin x den Gottesdienst hält, fühle ich mich immer willkommen geheißen / abgestoßen / wohl...“. Nicht selten werden solche Sätze mit emotionalem Engagement geäußert. Denn der Gottesdienst ist einerseits Gegenstand großer Leidenschaft, andererseits aber Anlass heftiger Kritik und Projekt überzeugter Reformbestrebungen. Am Gottesdienst kristallisiert sich in ganz besonderer Weise die Herausforderung, vor der Kirche und Theologie heute stehen: Die Lebensrelevanz des christlichen Glaubens für das Leben im 21. Jahrhundert erfahrbar zu machen. Die Bedeutung, die dem Gottesdienst theologisch und symbolisch zugeschrieben wird, und die reale Beteiligung an ihm klaffen jedoch so stark auseinander wie nirgends sonst.

So nimmt es nicht wunder, dass der Gottesdienst seit einigen Jahren ein bevorzugter Gegenstand empirischer Untersuchungen ist, die nicht selten im kirchlichen Auftrag und Interesse durchgeführt werden. Wir wissen ziemlich genau, wie viele Kirchenmitglieder an „normalen“ Sonntagen und an bestimmten Feiertagen den Gottesdienst besuchen, in welchem Rhythmus sie dies tun und welchen Milieus die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher in welcher statistischen Häufigkeit angehören. Wir haben auch einen relativ guten Überblick über die Faktoren, die zum Gottesdienstbesuch motivieren bzw. ihn verhindern. In den letzten Jahren kamen die Menschen, die den Gottesdienst besuchen (und manchmal auch die, die ihn nicht besuchen) auch selbst zu Wort, indem sie nach ihren Erwartungen und Wünschen an den Gottesdienst befragt wurden. Dabei sind wichtige und erhellende Erkenntnisse gerade in der Differenzierung nach Milieus und Generationen erlangt worden: Die Erwartungen sind offensichtlich so unterschiedlich, dass es kaum den einen Gottesdienst geben kann, der gleichermaßen offen ist für alle Menschen christlichen Glaubens.

Allerdings wurde bislang nur ansatzweise gefragt, *wie* Menschen eigentlich den Gottesdienst erleben. Dieses Desiderat ist erstaunlich, denn die Fragestellung liegt auf der Hand. Sie entspricht der vielfach diagnostizierten Orientierung am Subjekt, die gesellschaftlich dominiert und auch vor dem Gottesdienst nicht Halt macht. Sie steht (nicht nur) sprachlich der gesellschaftlichen und religiösen „Erlebensorientierung“ nahe, die in den letzten Jahren häufig als Deutungskategorie auch für den Gottesdienst herangezogen wurde. Vor allem aber führt die Frage nach dem Erleben zu einer vertieften Wahrnehmung dessen, was eigentlich *für die Teilnehmenden* im Gottesdienst geschieht. Diese Perspektive wurde bislang in Kirche und Theologie nur selten eingenommen: Kirchlicherseits war die Sicht der Hauptamtlichen, vorrangig der Pfarrerinnen und Pfarrer, die den Gottesdienst leiten und professionell gestalten, dominant, praktisch-theologisch hingegen wurden zumeist theologische und konzeptionelle Überlegungen zum Gottesdienst geäußert. Vertiefte empirische Untersuchungen hingegen bieten die Chance, die Perspektive der Hauptamtlichen und die konzeptionellen Überlegungen mit der subjektiven Realität der Gottesdienstteilnehmenden in Beziehung zu setzen.

dem katholischen Gottesdienst¹ die Entwicklung des evangelischen Gottesdienstes und auch die derzeitigen Fragestellungen der Forschung aufgrund der unterschiedlichen Amtstheologien und der unterschiedlichen Gewichtung von Wort und Sakrament charakteristische Differenzen aufweisen.

2. Die Überlegungen konzentrieren sich zudem auf die regelmäßig wiederkehrenden (wochen- oder monatszyklischen) Gottesdienstformen. Kasualien, sowohl in ihren „klassischen“ Formen von Taufe, Trauung, Bestattung und Konfirmation als auch für die gegenwärtig an Bedeutung gewinnenden „neuen“ Kasualien wie Einschulungsgottesdienste oder Gottesdienste zum Übergang in den Ruhestand werden nicht berücksichtigt, da aufgrund des Gewichtes der biographischen Dimension eine erhebliche Differenz im Erleben zu erwarten ist.²
3. Schließlich nimmt die Studie dezidiert die Perspektive der ausschließlich *teilnehmenden* Subjekte in den Blick und nicht die der Hauptamtlichen. Wer regelmäßig einen Gottesdienst leitet, verlässt diese Perspektive in der Regel auch dann nicht, wenn er oder sie einen Gottesdienst als Teilnehmerin besucht. Daher werden weder kirchliche Hauptamtliche noch Menschen, die längere Zeit als Prädikant oder Prädikantin ehrenamtliche Gottesdienste geleitet haben, in die Untersuchung einbezogen.³ Anders ist dies bei der Mitgestaltung von Gottesdiensten im Rahmen eines Teams, weil dabei in der Regel die Perspektive als Gottesdienstbesuchende nicht verlassen wird.

Ursprünglich im Rahmen meines von der DFG geförderten Heisenberg-Stipendiums begonnen, wurde das Forschungsprojekt wesentlich unterstützt und sein Erfolg gesichert durch die Bewilligung einer Sachbeihilfe der DFG von November 2008 bis Mai 2010. Diese ermöglichte mir die Anstellung von Michaela Breher, Mareike Hansen und Antonia Gehrmann als wissenschaftliche Hilfskräfte, die nicht nur unersetzlich bei der Transkription der Interviews waren, sondern sich auch tatkräftig und kompetent an ihrer Diskussion und Auswertung beteiligten sowie einzelne Interviews durchführten. Sie bildeten gemeinsam mit mir den engeren Kreis der Forschungsgruppe, die gelegentlich um meine wissenschaftliche Assistentin Dr. Maike Schult und meine Hilfskraft Jennifer Battram-Arenhövel erweitert wurde. Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank für die äußerst angenehme Zusammenarbeit und die vielen wertvollen Ideen, die sie in die Studie eingebracht haben, aber auch für ihre unermüdliche Bereitschaft zu Literaturrecherchen und Korrekturarbeiten. Ebenso danke ich Cornelia Bock für die Erstellung des Literaturverzeichnisses, Ines Mergenhagen für die – wie immer – zuverlässige Erstellung des Satzes und Jürgen Schneider für die unkomplizierte und angenehme verlegerische Betreuung. Mein Dank richtet sich zudem an die Christian-Albrechts-Universität zu

¹ Vgl. zur Situation des katholischen Gottesdienstes Friedrich Lurz: Die Katholizität des Gottesdienstes und die Vervielfältigung der gottesdienstlichen Kultur. Beobachtungen zum Umbruch der Teilnahme am katholischen Sonntagsgottesdienst, in: Kristian Fechtner/Lutz Friedrichs (Hg.): Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch (Praktische Theologie heute Bd. 87), Stuttgart 2008, 101–109 sowie als empirische Studie Marcus König: Wir haben die Herrlichkeit Gottes gesehen. Woran Gläubige in Wien heute die Qualität einer Sonntagsmesse festmachen, Dissertation Wien 2004.

² Vgl. zur Teilnehmendenperspektive in Kasualgottesdiensten aber Regina Sommer: Kindertaufe – Elternverständnis und theologische Deutung (Praktische Theologie Bd. 102), Stuttgart 2009 und Christoph Müller: Taufe als Lebensperspektive. Empirisch-theologische Erkundungen eines Schlüsselrituals (Praktische Theologie heute Bd. 106), Stuttgart 2010.

³ Zur Perspektive von Pfarrerinnen und Pfarrern vgl. Peter Cornehl: Der evangelische Gottesdienst – Biblische Kontur und neuzeitliche Wirklichkeit. Bd. 1: Theologischer Rahmen und biblische Grundlagen, Stuttgart 2006, 28ff. und Jeannett Martin, Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufter in Bayern (Bayreuther forum TRANSIT Kulturwissenschaftliche Religionsstudien 7), Berlin 2007.

Kiel, die mir durch ein Forschungssemester die Fertigstellung dieses Buches ermöglicht hat.

Ganz besonders danke ich den Interviewpartnerinnen und -partnern für ihre Bereitschaft, sich zu ihrem persönlichen Gottesdiensterleben zu äußern, für die anregenden Interviews sowie für ihre interessanten Wahrnehmungen und gehaltvollen Gedanken, die die Praktische Theologie und die Theologie insgesamt um wertvolle Einsichten bereichern werden. Ihnen sei das Buch mit einer hohen Wertschätzung für ihre Auskunftsfähigkeit und ihre gottesdienstliche Kompetenz gewidmet.

Kiel, im September 2010

Uta Pohl-Patalong

1. Gottesdienst feiern heute – praktisch-theologische Diskussionen

Seit den Anfängen des Christentums ist der Gottesdienst eine grundlegende Dimension des christlichen Glaubens und ein zentrales Handlungsfeld der Kirche. Insofern war er auch immer Gegenstand der kirchlichen und theologischen Reflexion – entsprechend den jeweiligen Formen, die diese Reflexion in der betreffenden historischen Epoche angenommen hat. Selbstverständlich hat sich auch die neuzeitliche Praktische Theologie immer wieder intensiv mit dem Wesen des Gottesdienstes, seinen Formen, der Teilnahme an ihm und auch mit der Frage nach seinem Sinn und Zweck beschäftigt. Sehr unterschiedliche Aspekte, Verständnisse und Zugänge zum Gottesdienst sind dabei formuliert worden. Grob können zwei Orientierungen im Verständnis des Gottesdienstes unterschieden werden: Gottes-Dienst kann als Dienst des Menschen *für* Gott aufgefasst werden, bei dem die Aktivität auf menschlicher Seite liegt (so dass der Mensch sich Zeit nimmt für Gott, ihn preist, ihn anbetet etc.). Als *Dienst Gottes* am Menschen kann aber auch Gott das Subjekt des Gottesdienstes sein, so dass der Gottesdienst als ein Geschehen verstanden wird, „in dem Gott etwas tut, in dem sich der Grund des Lebens als für den Menschen heilsam erweist“⁴. Beinhaltet der christliche Gottesdienstbegriff immer beide Bewegungen, so markiert die jeweilige Akzentsetzung eine konfessionelle Differenz: Die Reformation betonte – nicht zuletzt in kritischer Auseinandersetzung mit dem Opfergedanken – das „beneficium“ als Aktivität Gottes für den Menschen und grenzte sich damit vom „sacrificium“ ab, das im katholischen Gottesdienstverständnis eine größere Rolle spielt.⁵ Diese reformatorische Akzentsetzung bringt die „Torgauer Formel“ (1544) präzise auf den Punkt, wonach Gottesdienst bedeutet, „dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“⁶. Theologisch findet dies seine Begründung in der Überzeugung der Rechtfertigung „sola gratia“, für die nicht das Tun des Menschen, sondern die Zuwendung Gottes entscheidend ist. Die Bewegung bleibt jedoch nicht einseitig, sondern wird zu einer Begegnung, insofern der Mensch antwortend in den Dialog mit Gott eintritt: „Im Gottesdienst als ganzem ergeht Gottes Wort an den Menschen, erfahren wir Gottes Dienst an uns; darauf erfolgt die Antwort des Menschen, der Dienst des Menschen an und für Gott.“⁷ Damit ist, wie in der jüngeren Praktischen Theologie betont wird, theologisch „die liturgische Opposition zwischen anabatischem (Gott zugewandt) und katabatischem Gottesdienstverständnis (Gottes Zuwendung zum Menschen) in der wechselseitigen Bezogenheit von menschlichem Glauben und göttlicher Verheißung aufgehoben“⁸.

⁴ Michael Klessmann: Pastoralpsychologie. Ein Lehrbuch, Neukirchen-Vluyn 2004, 278.

⁵ Vgl. hierzu Christian Grethlein: Grundfragen der Liturgik. Ein Studienbuch zur zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung, Gütersloh 2001, 89ff.

⁶ WA 49, 588.

⁷ Klessmann, Pastoralpsychologie, 279. Vgl. dazu auch Theophil Müller: Evangelischer Gottesdienst. Liturgische Vielfalt im religiösen und gesellschaftlichen Umfeld, Stuttgart u.a. 1993, 132, der die Alternative „Dienst für Gott“ oder „Dienst Gottes“ überwinden möchte. Mit dem Gegenüber von „Gott dient uns“ und „Wir dienen Gott“ setzt auch die kürzlich erschienene Gesamtbeurteilung des Gottesdienstes von Jochen Arnold ein, vgl. Jochen Arnold: Was geschieht im Gottesdienst? Zur theologischen Bedeutung des Gottesdienstes und seiner Formen, Göttingen 2010.

⁸ Thomas Klie: Das vielgestaltige Wort. Die Feier des Gottesdienstes, ZGP 28 (2010/4), 2–4, 3.

Im Folgenden sollen einige Linien der praktisch-theologischen Reflexion zum Gottesdienst nachgezeichnet werden. Sie bilden den Hintergrund der vorliegenden Studie und werfen Fragen auf, die in der Studie aufgegriffen und einer empirischen Untersuchung zugeführt werden. Verzichtet wird an dieser Stelle noch auf die Darstellung der praktisch-theologischen Diskussion zu einzelnen Elementen des Gottesdienstes (die nicht selten auch Vermutungen über das subjektive Erleben des Gottesdienstes einschließt), da diese im empirischen Teil (Kap.3) an dem jeweiligen Punkt genannt werden.

1.1 Neue Aufmerksamkeit für den Gottesdienst

Mitte der 1980er Jahre formulierte Hans-Joachim Thilo, der mit seinem Ansatz der therapeutischen Seelsorge in den 1970er Jahren nicht unerheblich zur Etablierung der Poimenik als praktisch-theologischer Leitdisziplin beigetragen hatte: „Es bedarf [...] keiner besonderen prophetischen Gabe, um zu erkennen, daß prognostisch die Zeichen auf Wiederentdeckung der Wirklichkeit stehen und die liturgisch-therapeutische Funktion des Gottesdienstes zunehmen wird.“⁹ Thilo begründet seine Prognose mit der neuen „Sehnsucht [...], die im Jahrhundert der totalen Technisierung unseres Denkens das Fühlen hat verkümmern lassen“ und der „Neuentdeckung der Emotionalität unter uns“. Dass sich die „Grunderkenntnisse der Quellen menschlicher Kommunikationsfähigkeit [...] herumgesprochen“ hätten, führe zu einer „Wiederbelebung symbolischer Gesten und sich daraus entwickelnder Verhaltensformen“.¹⁰ Auch wenn die Diagnosen hinsichtlich der emotionalen und kommunikativen gesellschaftlichen „Großwetterlage“ heute vermutlich weniger optimistisch ausfallen würden – spätestens seit Mitte der 1990er Jahre lässt sich sowohl in der Praktischen Theologie als auch in der kirchlichen Praxis eine neue Aufmerksamkeit für den Gottesdienst beobachten. Im kirchlichen Handeln hat seitdem die Liturgie – vor allem in der Generation der jüngeren Pfarrerrinnen und Pfarrer – an Bedeutung gewonnen, nicht zuletzt in den kirchlichen Ausbildungsgängen. Nachdem einige Jahrzehnte das Bemühen um eine lockere, offene und von menschlicher Herzlichkeit geprägte Atmosphäre im Gottesdienst im Vordergrund stand, orientiert sich zumindest der sonntagvormittägliche Gottesdienst heute wieder stärker an liturgisch geprägten Formen, denen wieder mehr eigenständige Wirkung und Kraft zugetraut wird. Dies wird allerdings in der Gegenwart mit der „Qualität“ ihrer Ausführung in Beziehung gesetzt. Mit dem „performative turn“ in Kirche und Praktischer Theologie richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Ausführung und Inszenierung der Liturgie.¹¹

Gleichzeitig hat auch die Liturgik in der Praktischen Theologie neue Bedeutung erlangt. Möglicherweise wird dies am deutlichsten an ihrer impulsgebenden Bedeutung für die Religionspädagogik, in der ihr mit dem performativen Ansatz innovatives didaktisches Potential zugetraut wird.¹²

⁹ Hans-Joachim Thilo: *Die therapeutische Funktion des Gottesdienstes*, Kassel 1985, 81.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Diese Richtung wird am deutlichsten repräsentiert durch das Konzept der „liturgischen Präsenz“ von Thomas Kabel, vgl. Thomas Kabel, *Handbuch Liturgische Präsenz* Bd. 1. Zur praktischen Inszenierung des Gottesdienstes, Gütersloh 2002.

¹² Vgl. beispielsweise Christoph Bizer: „Liturgie“ als religionsdidaktische Kategorie, in: Jörg Neijenhuis (Hg.): *Liturgie lernen und lehren. Aufsätze zur Liturgiedidaktik* (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität Bd. 6), Leipzig 2001, 95–118 oder die Beiträge in Thomas Klie/Silke Leonhard (Hg.): *Performative Religionsdidaktik. Religionsästhetik – Lernorte – Unterrichtspraxis*, Stuttgart 2008.

1.2 Der Gottesdienst und die Kirchenmitglieder

Quantitativ betrachtet dürfte das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten zu den am besten untersuchten religiösen Phänomenen zählen: Seit den 1950er Jahren werden die Zahlen der Besucherinnen und -besucher evangelischer Gottesdienste an bestimmten „Zählsonntagen“ kontinuierlich statistisch erfasst. Dies kann als Indiz dafür begriffen werden, dass in der kirchlichen sowie praktisch-theologischen, aber auch in der öffentlichen Wahrnehmung der Gottesdienstbesuch eng mit den Parametern „Kirchlichkeit“, „Verbundenheit mit der Kirche“ und „gesellschaftliche Bedeutung der Kirche“ verknüpft ist.¹³ Dabei ist bei allen Diagnosen der Gegenwart zu berücksichtigen, dass die Klage über einen geringen Gottesdienstbesuch und die daraus abgeleitete Unkirchlichkeit der Menschen in der Wahrnehmung kirchlicher Hauptamtlicher und in der pastoraltheologischen Literatur mindestens bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht, also kein typisches Phänomen der Spätmoderne ist.¹⁴

In den letzten Jahrzehnten hat sich in praktisch-theologischer Perspektive das Bild dieses komplexen Phänomenbereiches stark differenziert, wobei nicht nur die Deutungen, sondern auch die Analysen nicht unerheblich voneinander abweichen. Schlagworte wie „Religion boomt, die Kirchen leeren sich“ zeigen jedoch, dass die einfache Kausalzuordnung „je mehr/weniger Menschen den sonntäglichen Gottesdienst besuchen, desto mehr/weniger Menschen sind kirchlich (oder gar christlich) orientiert und desto größer ist die Bedeutung der Kirche (oder gar des Christentums) in der Gesellschaft“ in der gesellschaftlichen und vor allem in der medialen Öffentlichkeit nach wie vor dominiert. Zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung und Thematisierung ist das Bild nach wie vor von einem massiven Krisenszenario geprägt, das gelegentlich den Eindruck erweckt, als fände seit Jahrzehnten ein kontinuierlicher Exodus aus dem sonntäglichen Gottesdienst statt.

Schon weil dieses Szenario praktisch-theologisch „der Korrektur und der Differenzierung“¹⁵ bedarf, muss die Frage, wer in welchem Rhythmus warum an Gottesdiensten teilnimmt, ein relevantes Thema für Theologie und Kirche sein. Gleichzeitig muss gerade die differenzierte Wahrnehmung die gegenwärtigen Probleme und Herausforderungen des Gottesdienstes umso schärfer in den Blick nehmen.¹⁶

¹³ Vgl. Ingrid Lukatis: Herausforderungen an die Gestaltung von Gottesdiensten, in: Texte aus der VELKD 84 (1999), 2–23, 14.

¹⁴ So wird beispielsweise bereits 1882 geklagt: „Eine in Berlin vorgenommene Zählung ergab das klägliche Resultat, dass von 630.000 Protestanten etwa 11.900, also nicht ganz 2 Prozent Kirchenbesucher waren.“ (Alexander von Oettingen: Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sociallethik, Erlangen 1882, 2, zitiert nach: Detlef Pollack: Gottesdienst in der modernen Gesellschaft. Religionssoziologische Betrachtungen und Deutungen, in: Reinhold Morath/Wolfgang Ratzmann (Hg.): Herausforderung: Gottesdienst (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität Bd. 1), Leipzig 1997, 47–63, 47f.)

¹⁵ Peter Cornehl: Teilnahme am Gottesdienst. Zur Logik des Kirchgangs – Befund und Konsequenzen, in: Joachim Matthes (Hg.): Kirchenmitgliedschaft im Wandel. Untersuchungen zur Realität der Volkskirche. Beiträge zur zweiten EKD-Umfrage „Was wird aus der Kirche?“, Gütersloh 1990, 15–53, 15.

¹⁶ Die notwendigen Ambivalenzen des gegenwärtigen praktisch-theologischen Blickes auf den Gottesdienst bringt Peter Cornehl zu Beginn seines auf drei Bände angelegten Werkes präzise auf den Punkt: Unter der Überschrift „Faszination und Krise des Gottesdienstes“ formuliert er: „Gottesdienst und Predigt sind für den christlichen Glauben das unverzichtbare Zentrum des Lebens der Kirche. Sie sind zugleich erkennbar in einer Krise.“ „Die Krisensymptome sind unübersehbar. Sie sind ernstzunehmen. Und doch ist das Gesamtbild, das daraus entsteht, einseitig [...] Das Bild ist

Um dieses komplexe Phänomen des gottesdienstlichen Teilnahmeverhaltens angemessen darzustellen, werden im Folgenden unterschiedliche Aspekte differenziert, obwohl sie sachlich teilweise eng zusammenhängen.

1.2.1 Der Gottesdienstbesuch in Zahlen

Nach den Statistiken der EKD besuchten 2006 an einem „normalen“ Sonntag (gezählt wird am Sonntag Invokavit) deutschlandweit 3,7% der evangelischen Kirchenmitglieder einen Gottesdienst, das waren 2006 941.359 Menschen (in insgesamt 25.551 Gottesdiensten, einschließlich Kindergottesdiensten).¹⁷ Dabei sind allerdings deutliche regionale Unterschiede zu verzeichnen zwischen Nordelbien mit 2,7% am einen Ende des Spektrums und Bayern mit 6,7% am anderen. An dem für die evangelische Kirche theologisch bedeutsamen Karfreitag liegt der Gottesdienstbesuch bei ca. 4,6%, am Erntedankfest bei 8%.¹⁸

Interessanterweise müsste der Gottesdienstbesuch nach der Selbstausskunft von Kirchenmitgliedern bei unterschiedlichen Befragungen deutlich höher sein. Gefragt, wie oft sie in den sonntäglichen Gottesdienst gehen, gaben im Rahmen der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD 10,6% der evangelischen Kirchenmitglieder an, (fast) jeden Sonntag in den Gottesdienst zu gehen (mit deutlichen Unterschieden zwischen Ost 15% und West 10%). Ein- bis zweimal am Gottesdienst teilzunehmen, gaben 12,1% (9% Ost, 15% West) an. Nach ihrer eigenen Einschätzung gehen also mit einer gewissen Regelmäßigkeit 23% der evangelischen Kirchenmitglieder in den Gottesdienst. 36% besuchen nach ihrer Selbstausskunft mehrmals im Jahr einen Gottesdienst, 26% einmal im Jahr oder noch seltener, 14,7% nie.¹⁹ Diese Diskrepanz zwischen subjektiver Selbsteinschätzung und statistischer Zählung kann unterschiedlich interpretiert werden. Geringeren Einfluss dürfte inzwischen das „schlechte Gewissen“ der Kirchenmitglieder haben, die eine verbindliche wochenzyklische Gottesdienstteilnahme als Norm internalisiert haben und sich in kirchlich initiierten Befragungen „besser“ darstellen als sie sind – zumal in den neueren Befragungen nur eine Minderheit angibt, dass der sonntägliche Gottesdienstbesuch zum Evangelischsein unbedingt dazugehöre.²⁰ Plausibel scheint hingegen die Deutung, dass bei Befragungen „die Regel, nicht die Ausnahme“ formuliert wird, so dass „in der ‚besseren‘ Selbsteinschätzung[...]kontingente Verhinderungen und durch besondere Umstände verursachte Latenzen ausgeglichen“ werden und zudem die Medien-Gottesdienste berücksichtigt werden müssen.²¹ Die Differenz zeigt jedoch, dass auch die statistischen Erkenntnisse über die Teilnahme am

unzutreffend, phänomenologisch wie statistisch, jedenfalls ungenau. Es gibt andere Beobachtungen, teilweise sogar eine deutliche Gegenteilstendenz.“ (Peter Cornehl: Der evangelische Gottesdienst. Biblische Kontur und neuzeitliche Wirklichkeit 1: Theologischer Rahmen und biblische Grundlagen, Stuttgart 2009, 21f.)

¹⁷ Vgl. Statistik der EKD 2006, abgerufen am 18.9.2008. Peter Höhmann/Volkhard Krech: Die vierte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Alles wie gehabt?, PrTh 39 (2004), 3–12, 7.

¹⁸ Vgl. ebd.

¹⁹ Vgl. Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die 4. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloher Verlagshaus Gütersloh 2006 sowie Höhmann/Krech, Die vierte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, 7. Die Erhebung erfolgte 2002.

²⁰ Vgl. Huber/Friedrich/Steinacker, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, 62ff.

²¹ Cornehl, Der evangelische Gottesdienst, 36.

sonntäglichen Gottesdienst ein „soziologisches Konstrukt“²² sind, dessen Konturen zudem von den Vorannahmen und den verwendeten Erhebungsmethoden und Fragestellungen abhängen.

Sowohl die gezählten als auch die erfragten Prozentzahlen haben sich seit Mitte der 1970er Jahre nur langsam und nicht revolutionär verändert, so dass in dieser Perspektive die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst „als ein Phänomen von erstaunlicher Stabilität“²³ bezeichnet werden kann. Der deutlichste Rückgang erfolgte in den 1960er Jahren: Während 1963 noch 8,7% der evangelischen Kirchenmitglieder regelmäßig einen Gottesdienst besuchten, waren es 1971 5,6% (wobei der Gottesdienstbesuch in den 1950ern und 1960ern in der Regel deutlich höher angenommen und der Rückgang damit dramatischer eingeschätzt wird). Auch der Vergleich mit anderen kulturellen Veranstaltungen führt zu einer eher positiven Deutung: „Der Sonntagsgottesdienst ist und bleibt nicht nur die meistbesuchte kirchliche Veranstaltung, sondern auch eine der am besten besuchten Veranstaltungen im Rahmen der Kultur.“²⁴ Die absoluten Besucherzahlen von knapp einer Million Menschen übertrafen die Besucherzahlen von Spielen der Fußballbundesliga zusammen um die Hälfte.

Diese Deutung der Prozentzahlen im Modus der Stabilität wird allerdings durch die Tatsache in Frage gestellt, dass sich die Prozentzahlen immer auf die Mitglieder der evangelischen Kirche beziehen – und diese seit den 1970er Jahren deutlich abgenommen haben. Zusammen mit dem zwar nicht gravierenden, aber doch deutlichen Rückgang des prozentualen Besuchs in absoluten Zahlen ergibt sich ein Rückgang des Gottesdienstbesuches um ca. ein Drittel in den letzten 30 Jahren. Spricht diese Erkenntnis bereits stärker für die Interpretation des Befundes im Modus der Krise, so wird diese Deutung verstärkt von den Erkenntnissen der vier Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD (durchgeführt seit 1972 im Zehnjahresabstand). Diese zeigen, dass die Prozentzahlen derjenigen Kirchenmitglieder, die sich eng, weniger eng, kaum oder gar nicht mit der Kirche verbunden fühlen (und dem entsprechend an ihren gottesdienstlichen Angeboten teilnehmen), bei erheblichem Rückgang der absoluten Zahlen gleich bleiben. Nach und nach treten also Kirchenmitglieder mit einem geringeren Grad an Verbundenheit aus, und die Verbundenheit der in der Kirche verbleibenden Kirchenmitglieder nimmt statistisch gesehen ab, so dass ihre Austrittswahrscheinlichkeit (oder die der von ihnen geprägten nachfolgenden Generationen) wiederum wahrscheinlicher wird. Da kirchlich eng verbundene Menschen den Gottesdienst deutlich häufiger besuchen als andere, folgt daraus eine Tendenz zu einem abnehmenden Gottesdienstbesuch in absoluten Zahlen. Allerdings wird auch diese Deutungsperspektive wiederum relativiert durch die Erkenntnis, dass die Austrittstendenzen aus der evangelischen Kirche sich in den letzten

²² Jan Hermelink: Der Sonntagsgottesdienst zwischen Individuum und Institution, in: Kristian Fechtner/Lutz Friedrichs (Hg.): Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch (Praktische Theologie heute Bd. 87), Stuttgart 2008, 32–48, 34.

²³ A.a.O., 32. Vgl. auch Christoph Dinkel, Was nützt der Gottesdienst?, Gütersloh 2000, 15f.: „Trotz heftiger Kritik erweist sich der Gottesdienst als erstaunlich krisenresistent. Er ist ein außerordentlich widerstands- und überlebensfähiges Sorgenkind. Die bleibende Beliebtheit des Gottesdienstes bei so vielen Menschen und trotz gewaltiger Konkurrenz muss Gründe haben.“ Detlef Pollack hingegen betont die nach wie vor rückläufige Tendenz, die einer Stabilitätsdiagnose entgegensteht, vgl. Pollack, Gottesdienst, 49.

²⁴ Michael Meyer-Blanck: Der Sonntagsgottesdienst. Elemente einer praktisch-theologischen Theorie des ‚Normalfalles‘, in: Kristian Fechtner/Lutz Friedrichs (Hg.): Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch (Praktische Theologie heute Bd. 87), Stuttgart 2008, 72–81, 75. Kritisch dazu Pollack, Gottesdienst, 49.

Jahren verlangsamt haben (gegenwärtig liegen sie bei ca. 0,5% der Mitglieder) und sich die Zahl der Eintritte mit ca. 0,2% erhöht hat.

Unterschiedlich wird die Frage beurteilt, wie stark das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten zwischen Ostdeutschland und Westdeutschland differiert. Detlef Pollack weist darauf hin, dass in Ostdeutschland prozentual seit Ende der 1970er Jahre in Ostdeutschland eine Aufwärtsbewegung zu beobachten ist – der Gottesdienstbesuch bleibt in absoluten Zahlen gleich, während die Mitgliederzahlen deutlich zurückgehen.²⁵ In der Gegenwart ist zudem eine weniger starke Altersdifferenz im Gottesdienstbesuch zu beobachten als in Westdeutschland – so gehen mehr Jugendliche zwischen 14 und 29 Jahren zum Gottesdienst als bei den über 29jährigen.

Dieses Spektrum der Deutungen und ihre jeweilige Relativierungen zeigen, dass die Frage nach dem Gottesdienstbesuch weiter ausdifferenziert werden muss, um vertiefte Erkenntnisse zu gewinnen. Dies wurde in den letzten Jahren einerseits in Forschungen zu den Kirchenmitgliedern und ihrem Verhältnis zur Kirche (und zum Gottesdienst), andererseits in einer genaueren Wahrnehmung, in welchem Rhythmus und nach welcher Logik Menschen den Gottesdienst besuchen, getan.

1.2.2 Gottesdienstbesuch und Lebensstil

Schon seit den 1950er Jahren wird die Milieuabhängigkeit des Gottesdienstbesuchs diagnostiziert und die sich besonders im Gottesdienst zeigende „kirchliche Milieuverengung“ beklagt.²⁶ Dies rekurriert zunächst auf die Alltags- (bzw. Sonntags-)Erfahrung, dass sich die Gottesdienstteilnahme sehr unregelmäßig auf die Altersgruppen, Geschlechter und die soziale und kulturelle Herkunft und Prägung verteilt. Bis vor einigen Jahren wurde dabei primär auf das Alter (Rentenalter²⁷ sowie Konfirmandinnen und Konfirmanden als Hauptklientel) sowie das Geschlecht (wesentlich mehr Frauen als Männer besuchen den Gottesdienst²⁸) abgehoben. Zudem konnte schon länger ein Gefälle zwischen Süd und Nord, zwischen Dorf und Stadt und hinsichtlich des formalen Bildungsstandes beobachtet werden: Eine in einem süddeutschen Dorf lebende ältere Frau mit einem niedrigen Bildungslevel besucht mit einer sehr viel höheren Wahrscheinlichkeit regelmäßig den Gottesdienst als ein in einer norddeutschen Großstadt lebender jüngerer Mann mit einem höheren Bildungsabschluss.²⁹ Zudem wurde auf die Abhängigkeit der Häufigkeit des Gottesdienstes von den konfessionellen Mischungsverhältnissen in einer Region hingewiesen: Wenn die Evangelischen in der Mehrheit sind, ist sie wesent-

²⁵ A.a.O., 50.

²⁶ Vgl. Klaus von Bismarck: Kirche und Gemeinde in soziologischer Sicht, in: ZEE 1 (1957), 17–30.

²⁷ Nicht zu Unrecht wird von einer „fortgesetzten Tendenz zur Vergreisung der Gottesdienstgemeinden“ gesprochen (Michael Ebertz, Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch einer religiösen Landschaft, Freiburg 1997, 112). Vgl. dazu auch Pollack, Gottesdienst, 54.

²⁸ Der „zunehmende Rückzug junger Frauen aus dem Gottesdienst“ (Lukatis: Herausforderungen an die Gestaltung von Gottesdiensten, 4) dürfte künftig ein erhebliches Problem für den Gottesdienstbesuch darstellen.

²⁹ Vgl. dazu Jan Hermelink: Gottesdienst aus Sicht der Leute. Ein Überblick über neuere Forschungsergebnisse, in: Zeitschrift der Gemeinsamen Arbeitsstelle für gottesdienstliche Fragen der EKD, 2007/3: „... und was denken die Leute?“, 5–14, 9; Johannes Hanselmann/Helmut Hild/Eduard Lohse (Hg.): Was wird aus der Kirche? Ergebnisse der zweiten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1984, 23, Pollack, Gottesdienst, 54f.

lich niedriger, als wenn diese eine Minderheit in einer mehrheitlich katholischen Umgebung bilden.³⁰

Die in der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD erhobene Lebensstilanalyse zeigt differenzierter, dass der Zugang zum Gottesdienst signifikant von der Zugehörigkeit zum jeweiligen „Lebensstil“ und damit von ästhetisch-soziokulturellen Prägnungen und Präferenzen abhängig ist.³¹ Welchem Lebensstil man angehört, hat demnach einen erheblichen Einfluss darauf, ob man Gottesdienste besucht und in welchem Rhythmus und nach welchen Kriterien man dies tut.³²

Nach eigener Einschätzung (mit der entsprechenden Diskrepanz zum statistisch erhebaren Gottesdienstbesuch) gehen die Angehörigen des hochkulturell-traditionsorientierten Lebensstils 1 am häufigsten zum Gottesdienst. Unter diesen geben 53% an, regelmäßig einen evangelischen Gottesdienst zu besuchen, nur 12% beantworten die Frage mit „selten oder nie“. Unter denjenigen, die dem gesellig-traditionsorientierten Lebensstil 2 zuzurechnen sind, geben 37% an, den Gottesdienst regelmäßig zu besuchen, 2% sagen, dass sie ihn selten oder nie besuchen. An dritter Stelle liegen die Angehörigen des hochkulturell-modernen Lebensstils 4, von denen nach eigener Einschätzung 28% regelmäßig am Gottesdienst teilnehmen und 34% selten oder nie. Diejenigen, die diesem Lebensstil angehören, pflegen am stärksten eine situations- und angebotsabhängige Teilnahme, insofern sie besonders im Urlaub und/oder zu besonderen Gottesdiensten gehen und weit weniger zum parochialen agendarischen Gottesdienst am Sonntagmorgen. Menschen, die dem traditionsorientiert-unauffälligen Lebensstil 6 zuzurechnen sind, geben zu 23% an, regelmäßig einen Gottesdienst zu besuchen, 41% tun dies selten oder nie. Angehörige des Do-it-yourself geprägten, modernen Lebensstils 5 gehen zu 14% regelmäßig (4% fast jeden Sonntag), 37% selten oder nie in den Gottesdienst. Den geringsten Gottesdienstbesuch geben Menschen an, die dem jugendkulturell-modernen Lebensstil 3 zugeordnet werden. Hier besuchen 6% regelmäßig (und nur 1% fast jeden Sonntag), 66% selten oder nie den Gottesdienst.

Blickt man umgekehrt auf die regelmäßigen (mindestens im monatlichen Rhythmus kommenden) Besucherinnen und Besucher des Gottesdienstes, gehören 30% von diesem zum hochkulturell-traditionsorientierten Lebensstil 1, 26% zum gesellig-traditionsorientierten Lebensstil 2, 17% zum hochkulturell-modernen Lebensstil 4, 11% zum Do-it-yourself geprägten, modernen Lebensstil 5, 10% zum traditionsorientiert-unauffälligen Lebensstil 6 und 6% zum jugendkulturell-modernen Lebensstil 3. Abgesehen von der Häufigkeit des Gottesdienstbesuches zeigen sich zwischen den Lebensstilen

³⁰ Vgl. Pollack, *Gottesdienst*, 55 mit Bezug auf Hanselmann/Hild/Lohse, *Was wird aus der Kirche?*, 211.

³¹ Vgl. Huber/Friedrich/Steinacker, *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge*, 203ff. sowie Hermelink, *Sonntagsgottesdienst*. Für den Zusammenhang zwischen Milieuzugehörigkeit und Gottesdienstbesuch unter den katholischen Kirchenmitgliedern vgl. Michael N. Ebertz: *Wochenenddramaturgien in sozialen Milieus*, in: Kristian Fechtner/Lutz Friedrichs (Hg.): *Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch* (Praktische Theologie heute Bd. 87), Stuttgart 2008, 14–24. Eine ausführliche Beschreibung der sechs Lebensstile nach der vierten EKD-Untersuchung zur Kirchenmitgliedschaft findet sich in Kap. 2.

Schon vor der vierten EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung wurde der Zusammenhang zwischen Zugang zum Gottesdienst und Milieuzugehörigkeit untersucht von Hartmut Becks: *Der Gottesdienst in der Erlebnisgesellschaft* (Wechsel-Wirkungen Ergänzungsreihe Bd. 13), Waltrop 1999. Den fünf Milieus nach Gerhard Schulze folgend stellt Becks für jedes Milieu den Zugang zum Gottesdienst dar und setzt diesen mit praktisch-theologischen Gottesdiensttheorien in Beziehung.

³² Vgl. Huber/Friedrich/Steinacker, *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge*, 234 sowie Hermelink, *Sonntagsgottesdienst*, 41.

auch signifikante Unterschiede in den Erwartungen an den Gottesdienst.³³ Dabei sind die Erwartungen insgesamt – bei jedem der gefragten Items – bei den Lebensstilgruppen, die dem Gottesdienst fern stehen, am geringsten. Ästhetische Spannungen zeigen sich aber auch bei dem Wunsch nach der kulturellen Orientierung des Gottesdienstes, die erwartungsgemäß dem hochkulturell-traditionsorientierten 1 und dem hochkulturell-modernen Lebensstil 4 nahe liegen, während andere Milieus die kommunikative „freundliche Kirche“³⁴ bevorzugen. Neue expressive Formen des Gottesdienstes hingegen werden nach den Erhebungen der EKD vor allem von den Lebensstilgruppen der mittleren Alters, sowohl dem hochkulturell-modernen 4 als auch dem Do-it-yourself geprägten 5 bevorzugt, während die (älteren) traditioneller orientierten Lebensstile dies stärker ablehnen. Zu vermuten ist überdies, dass die verschiedenen Lebensstile unter den in den Fragen enthaltenen Formulierungen Unterschiedliches verstehen, so dass die gottesdienstlichen Präferenzen noch stärker differieren, als dies die Auswertung der Studie vermuten lässt.³⁵ Insgesamt korreliert der Gottesdienstbesuch stark mit der eigenen Einschätzung der kirchlichen Verbundenheit und (umgekehrt) mit der Austrittsneigung. Die Lebensstilanalyse unterstreicht die Notwendigkeit, genauer nach der „Logik des Kirchgangs“³⁶ und nach seinem Rhythmus zu fragen.

1.2.3 Gottesdienstbesuch im individuellen Rhythmus

Bereits im Anschluss an die zweite Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD (1982) wurden unterschiedliche Teilnahmelogiken am Gottesdienst identifiziert: Kirchenmitglieder nehmen nicht nur „wochenzyklisch“, sondern auch „jahreszyklisch“ und „lebenszyklisch“ an gottesdienstlichen Veranstaltungen teil.³⁷ Diese Differenzierung relativierte das seit der Gemeindebewegung Ende des 19. Jahrhunderts dominante Modell der „konzentrischen Kreise“, das von der Gleichung ausging: Je häufiger Menschen am Gottesdienst teilnehmen, desto kirchlicher und auch desto christlicher sind sie.

In den letzten Jahren wurde jedoch deutlich, dass auch diese Differenzierung nicht ausreicht: Menschen nehmen zunehmend nicht entweder (fast) wöchentlich oder nur zu besonderen Festtagen oder biographischen Anlässen am Gottesdienst teil, sondern sie folgen einem eigenen, individuellen Rhythmus, der sich aus vielfältigen Faktoren ergibt. So wurde schon 1990 festgestellt: „Der Rückgang der Gottesdienstteilnehmer erklärt sich nicht in erster Linie daraus, daß der Anteil derer, die überhaupt nicht zum Gottesdienst gehen, sprunghaft gestiegen ist. Viel wichtiger ist, daß der Teilnehmerrhythmus sich verändert hat. Viele Menschen gehen nicht mehr wöchentlich zum Gottesdienst, sondern gerade auch als gute Christen einmal im Monat. Das Leben wird anders rhythmisiert.“³⁸

Im Einzelnen ergibt sich damit eine Vielfalt individueller und meist auch unregelmäßiger Rhythmen. Diese wird durch unterschiedliche Einflüsse geprägt. Statistisch zeigt sich ein (wiederum prozentual an dem Anteil der Kirchenmitglieder erhobener) Zu-

³³ Vgl. Hermelink, Sonntagsgottesdienst, 45ff.

³⁴ Vgl. Claudia Schulz/Eberhard Hauschild/Eike Kohler: Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2008, 75.

³⁵ Vgl. Hermelink, Sonntagsgottesdienst, 46.

³⁶ So der Untertitel von Cornehl, Teilnahme am Gottesdienst.

³⁷ Vgl. ebd.

³⁸ Karl-Fritz Daiber: Wo bleiben sie denn? Noch einmal zum Thema Sonntag und Kirchgang, ZGP 8 (1990).

wachs des Gottesdienstbesuches an kirchlichen Feiertagen schon seit den 1980er Jahren und mit weiterhin steigender Tendenz. So nahmen 2006 37,8% der evangelischen Kirchenmitglieder Heiligabend an einem Gottesdienst teil.³⁹ Aber auch außerhalb von kirchlichen Feiertagen werden zunehmend gezielt besonders gestaltete oder thematisch ausgewiesene Gottesdienste besucht. Es ist nicht nur eine Frage der Wahl, *ob* man zum Gottesdienst geht, sondern auch, zu welchem.⁴⁰ Die Durchschlagskraft dieser Tendenz ist erwartungsgemäß lebensstilabhängig unterschiedlich stark ausgeprägt. Sie gilt jedoch lebensstilübergreifend insofern, als auch bei den beiden dem Gottesdienst am nächsten stehenden Lebensstilen deutlich mehr Kirchenmitglieder den Gottesdienst unregelmäßig besuchen als jeden Sonntag. „Das eigentlich Interessante ist, dass auch für die regelmäßigen Kirchgänger der sonntägliche Gottesdienst so normal nicht ist wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Auch ihr Gottesdienstverhalten ist letztlich nicht traditionsorientiert, sondern gehorcht einem bewussten, individuell gesteuerten Wahlverhalten. Für alle anderen modern ausgerichteten Lebensstile gilt das erst recht [...] Die Mehrheit der evangelischen Kirchenmitglieder und eben auch die Mehrheit der kirchlichen Traditionalisten und der Hochverbundenen machen ihren Gottesdienstbesuch [...] von besonderen Umständen und Gegebenheiten, von persönlichen Präferenzen und der Attraktivität des kirchlich-gemeindlichen Angebots abhängig.“⁴¹ Der Gottesdienst muss sich also gegenüber den vielen anderen Möglichkeiten, den Sonntagvormittag zu erleben, ausweisen – es müssen plausible Gründe für seinen Besuch sprechen. Damit bilden sich „bei der Mehrzahl der evangelischen (und mittlerweile auch katholischen) Kirchenmitglieder neue liturgische Partizipationsformen heraus, die in den genannten liturgiewissenschaftlichen und binnenkirchlichen Diskursen nicht zureichend erfasst werden“⁴². Gleichzeitig muss bei aller Differenzierung realistisch wahrgenommen werden: „Für die Mehrheit *aller* hiezulande lebenden Generationen ist der sonntägliche Gottesdienstbesuch kein Bestandteil ihrer Wochenenddramaturgie.“⁴³ Eine erhebliche Zahl der Kirchenmitglieder (erst recht eine erhebliche Zahl der Bevölkerung) besucht den sonntäglichen Gottesdienst nicht oder kaum. Das Teilnahmeverhalten und die Bedeutung, die dem Gottesdienst kirchlich und theologisch zugeschrieben wird, klaffen damit nicht unerheblich auseinander. Dies ist zumindest im evangelischen Bereich keine grundsätzlich neue Entwicklung, sie hat sich in den letzten Jahrzehnten jedoch, wie die (absoluten) Zahlen zeigen, noch einmal verschärft. Welches sind die Gründe dafür?

1.2.4 Gründe für die Entwicklung des Gottesdienstbesuchs

Das Teilnahmeverhalten am Gottesdienst stellt kein isoliertes Phänomen dar, sondern muss im Gesamtzusammenhang des Verhältnisses der Kirchenmitglieder zur Kirche ge-

³⁹ Statistik der EKD 2006, abgerufen am 18.9.2008.

⁴⁰ Vgl. Meyer-Blanck, Sonntagsgottesdienst, 75: „Es gibt eine allgemein Entwicklung vom regelmäßigen Kirchgänger zum Festtagskirchengänger, vom gewohnheitsmäßigen Kirchgänger zum besonderen Kirchgänger etwas bei Gottesdienst, die auch als kulturelle Ereignisse verstanden werden.“

⁴¹ Wilhelm Gräb: Der Gottesdienst des kirchlichen Christentums oder was vom Kasualgottesdienst für den Sonntagsgottesdienst zu lernen wäre, in: Fechtner, Kristian/Friedrichs, Lutz (Hg.): Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch (Praktische Theologie heute Bd.87), Stuttgart 2008, 82–91, 83.

⁴² Christian Grethlein: Ist die „Messe“ der Haupt-, der Predigtgottesdienst ein Nebengottesdienst? Evangelisches Plädoyer für die situationsgemäße liturgische Gestaltung der Kommunikation des Evangeliums, PTh 94 (2005), 480–491, 482.

⁴³ Ebertz, Wochenenddramaturgien, 15.

sehen werden;⁴⁴ zugleich hat der Gottesdienstbesuch gegenüber dem sonstigen Teilnahmeverhalten noch einmal eine eigene Motivlage und Begründungslogik.

Protestantische Haltung zu Kirche und Gottesdienst

Zunächst sei an die Klagen über einen geringen Gottesdienstbesuch zumindest unter evangelischen Kirchenmitgliedern mindestens seit dem 18. Jahrhundert erinnert. Dabei wirkten und wirken sich vor allem theologische und kulturelle Konsequenzen der Reformation aus. Dem Protestantismus ist von seinen Wurzeln her ein prekäres Verhältnis zur Institution Kirche und damit auch zum Gottesdienst als ihre zentrale Veranstaltung und theologische Mitte eigen. Wenn Luther an seinen Glaubenserkenntnissen gegen den Widerstand der Kirche festhielt, war es nur eine logische Konsequenz, auch theologisch mit der Heilsrelevanz der Kirche und damit des Gottesdienstes zu brechen und den Glauben des Individuums, das Gewissen und die persönliche Gottesbeziehung der Institution vorzuordnen. Nach reformatorischer Überzeugung steht der einzelne Mensch unmittelbar zu Gott und ist vor ihm unvertretbar. Damit ist dem Protestantismus ein Zug zur Individualisierung eigen (der bekanntlich nicht unwesentlich auf die gesellschaftlichen Entwicklungen gewirkt hat). Glauben entsteht nach protestantischer Überzeugung nicht durch das sakramentale Handeln der Kirche, sondern durch den Geist Gottes, und ist damit Gnade, Geschenk.⁴⁵ In weiten Phasen des Protestantismus verstand besonders das protestantische Bürgertum sein Christsein eher selbstbestimmt und auf persönlichem Engagement beruhend, nicht unbedingt in Abgrenzung zur Institution Kirche, aber in gewisser Distanz zumindest zu ihren dominanten Sozialformen.⁴⁶ In dieser Hinsicht ist es gewissermaßen ein typisch protestantisches volkskirchliches Teilnahmeverhalten, die eigene Kirchenmitgliedschaft in Distanz zu den kirchlichen Veranstaltungen einschließlich des Gottesdienstes zu verstehen und zu pflegen. Diese theologische Grundierung des Verhältnisses von Protestantismus und der Institution Kirche hat einerseits die Individualisierung der Gesellschaft vorangetrieben und begünstigt, andererseits ein individualisiertes und subjektiv bestimmtes Teilnahmeverhalten bei evangelischen Kirchenmitgliedern gefördert.⁴⁷ Der in der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD am häufigsten genannte Grund, den Gottesdienst nicht zu besuchen, nämlich die Angabe „für meinen Glauben ist der Besuch des Gottesdienstes unwichtig“ (74% der befragten westdeutschen Kirchenmitglieder, 63% der ostdeutschen bejahen dies)⁴⁸ dürfte in dieser Tradition zu deuten sein.

Individualisierung und verändertes Freizeitverhalten

Gegenüber diesem protestantischen „volkskirchlichen Teilnahmeverhalten“ bildeten die Jahre unmittelbar nach 1945 eine Ausnahmesituation, als die großen Kirchen als stabilisierender und orientierender Faktor in der Notwendigkeit sinnstiftender, ethischer und sozialer Neuorientierung erlebt wurden und das Netz von Ortsgemeinden sich als hilfreich in materieller Not erwies. Diese – historisch außergewöhnliche – Situation verän-

⁴⁴ Vgl. dazu auch Roosen, Anlaß und Interesse, 9.

⁴⁵ Vgl. Gerhard Wegner: Leiden als Bedingung der Freiheit. Kirchliche Organisation und geistliche Entscheidung, PTh 92 (2003), 403–417.

⁴⁶ Vgl. dazu Wolfgang Lück, Lebensform Protestantismus. Reformatorisches Erbe in der Gegenwart (Praktische Theologie heute Bd. 9), Stuttgart u.a. 1992.

⁴⁷ So auch Hermelink, Sonntagsgottesdienst, 36: „Individueller Glaube und Beteiligung am Gottesdienst der Institution [fallen] auseinander. Deren liturgisches Handeln muss dabei nicht in Frage gestellt werden; für die eigene christliche Praxis hat es aber keine Relevanz.“

⁴⁸ Vgl. Huber/Friedrich/Steinacker, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, 455.

derte sich bereits in den 1950er und 1960er Jahren, als mit dem Wirtschaftswunder und der wachsenden Bedeutung der Freizeit und der wachsenden Zahl der Freizeitangebote der Gottesdienstbesuch zurückging. Die 68er-Bewegung mit ihrer Kritik an Traditionen und Institutionen und ihrer Betonung von Subjektivität und Entscheidungsfähigkeit führte dann zu dem genannten deutlichen Rückgang des Gottesdienstbesuchs in den 1960ern und früheren 1970ern, während sich die Kirchaustrittszahlen sogar verfünffachten. Seitdem wird Religiosität und religiöses Teilnahmeverhalten immer stärker subjektiv bestimmt. So werden als ein weiterer oft genannter Grund, den Gottesdienst nicht zu besuchen, andere Präferenzen für den Sonntagmorgen genannt: 64% der Befragten in Westdeutschland und 51% in Ostdeutschland bevorzugen es, am Sonntagmorgen auszuspannen, 38% bzw. 33% geben an, sie hätten „Besseres zu tun“.⁴⁹ Der sonntägliche Gottesdienst steht in einer deutlichen Konkurrenz zu einem immer ausgefeilteren und auf die Bedürfnisse von Zielgruppen zugeschnittenen Freizeitmarkt einerseits. Gleichzeitig steigt der Wert nicht verplanter Freizeit gerade bei Menschen, die beruflich stark eingespannt sind. Der Gottesdienst muss also attraktiver sein als andere Angebote einerseits und Ausspannen andererseits.

Gleichzeitig gibt es so gut wie keine Sozialkontrolle des Gottesdienstbesuches mehr, im Gegenteil finden „die meisten Menschen [...] heute in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis kaum soziale Abstützung für den Gottesdienstbesuch. Nicht-Teilnahme wird als sozial übliches Verhalten erfahren.“⁵⁰ Dies bedeutet gleichzeitig, dass die frühere Mehrdimensionalität des Kirchgangs verloren geht, insofern die soziale Motivation zum Gottesdienstbesuch eine wesentlich geringere Rolle spielt als früher: „Wer heute in den Gottesdienst geht, geht vielfach in erster Linie um des Gottesdienstes willen. Mehrfachfunktionen sind deutlich untergeordnet.“⁵¹ Dies destabilisiert den Gottesdienstbesuch weiter, insofern die Motivationsbasis, sich für den Gottesdienstbesuch zu entscheiden, schmal geworden ist.

Veränderungen in der Zeitstruktur des Wochenendes

In den 1970er Jahren relativierten weitere kulturelle Veränderungen den Sonntag wie die Einführung der fünftägigen Normalarbeits- und Schulwoche.⁵² Mittlerweile arbeiten zwar wieder 36% der Berufstätigen am Samstag, aber auch 20% am Sonntag, so dass die Relativierung des Sonntags durch das Konstrukt Wochenende bestehen bleibt. In der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD geben 39% der befragten westdeutschen Kirchenmitglieder und 44% der ostdeutschen an, sie gingen nicht zum Gottesdienst, weil sie am Sonntagvormittag „andere Verpflichtungen“⁵³ hätten. Dies gilt vor allem für Menschen, die in einem Familienzusammenhang leben, da bei diesen der Gottesdienstbesuch in starker Konkurrenz zu der familiären Wochenendgestaltung steht. Besonders für den Gottesdienst haben weiter „die tiefgreifenden Veränderungen in der Zeitstruktur und hiermit verbunden die Ausbreitung elektronischer Massenmedien“⁵⁴ ei-

⁴⁹ Vgl. Huber/Friedrich/Steinacker, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, 455 sowie Hermelink, Sonntagsgottesdienst, 36.

⁵⁰ Lukatis, Herausforderungen an die Gestaltung von Gottesdiensten, 10. Noch schärfer kann Gottesdienstbesuch umgekehrt als „kulturelle Verhaltensanomalie“ erlebt werden (Clemens Bittlinger/Fabian Vogt: Die Sehnsucht leben. Gottesdienst – neu entdeckt, München 1999, 14).

⁵¹ Daiber, Wo bleiben sie denn, 32.

⁵² Vgl. Meyer-Blanck, Sonntagsgottesdienst, 76ff.

⁵³ Huber/Friedrich/Steinacker, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, 455 sowie Hermelink, Sonntagsgottesdienst, 46.

⁵⁴ Grethlein, Grundfragen der Liturgik, 17, i.O. z.T. kursiv.

ne herausragende Bedeutung. Im Einzelnen werden folgende Faktoren als relevant für den am Sonntagvormittag stattfindenden regelmäßigen Gottesdienst identifiziert:⁵⁵

- die Flexibilisierung der gesellschaftlichen Zeitrhythmen
- der Individualisierung des jeweiligen Zeitbudgets
- die den Alltag der Menschen prägenden, kulturgeschichtlich neuen Größen Wochenende und Urlaub sowie
- die zahllosen Freizeitofferten und massenmedialen Angebote

Daraus folgt: „Bei der Entscheidung am Sonntagmorgen zwischen Ausschlafen, Körperpflege, Fernsehen, gemütlichem Frühstück o.ä. und eben Kirchgang wird letzterer nur selten gewählt, wenn er als Option überhaupt noch im Bewusstsein ist. Zudem verändern sich durch den Wandel in der Zeitstruktur und in den Kommunikationsformen auch die Sozialformen, was ebenfalls Konsequenzen für den Gottesdienst als Gemeinschaftsveranstaltung hat.“⁵⁶

Wahl des Erlebnisses nach ästhetischen Kriterien

Hinzu kommt die als „Ästhetisierung des Alltags“ beschriebene gesellschaftliche Entwicklung, die die Orientierung am Erlebnis zum wesentlichen Motiv der Wahl macht.⁵⁷ Das materielle Überleben ist hinter die Suche nach dem schönen Erlebnis und nach dem Sinn, der darin – angeblich – gefunden werden kann, zurückgetreten. Da solche Erlebnisse aber in einer unübersehbaren Vielzahl auf dem gesellschaftlichen „Markt der Möglichkeiten“ offeriert werden, stehen Menschen vor der Notwendigkeit permanenter Wahl. Um sich von den Wahlzwängen zu entlasten, folgen Menschen „alltagsästhetischen Schemata“, die zur Herausbildung von Milieus führen. Das Wahlverhalten von Menschen auf der Suche nach dem für sie guten Erlebnis wird also von bestimmten ästhetischen, aber auch kommunikativen Formen geleitet. Zwar gab es auch in früheren Jahrzehnten und auch Jahrhunderten alltagsästhetische Unterschiede, beispielsweise zwischen den Ständen, doch galten dabei bestimmte (hochkulturelle) ästhetische Präferenzen gesellschaftlich deutlich mehr als andere und konnten als Leitschemata fungieren. Heute hingegen ist die Wahl zwischen prinzipiell gleichwertigen ästhetischen Orientierungen gesellschaftlich akzeptiert. Da die Orientierung an dem einen alltagsästhetischen Schema immer auch die Ablehnung anderer impliziert (wie die Vorliebe für Bach in der Regel eine Ablehnung von Volksmusik einschließt und umgekehrt), wird es zunehmend unwahrscheinlicher, dass sich Angehörige unterschiedlicher Milieus für die gleiche Veranstaltung entscheiden. Dies gilt auch für den Gottesdienst. Damit aber wird „der Anspruch des Gottesdienstes am Sonntagvormittag, für die ganze Gemeinde offen zu sein, weitgehend unrealistisch“⁵⁸.

Diese Erkenntnis hat wiederum theologische Konsequenzen, denn „die Rede von ‚der‘ Gemeinde oder ‚dem Gemeindegottesdienst‘ verschleiert in der Regel nur, dass sich ein bestimmtes Milieu mit seinen ästhetischen Präferenzen [...] durchgesetzt hat. Die Aufgabe einer für alle Getauften gemeinsamen Liturgie kommt dabei gar nicht in den Blick, weil die vorfindliche Liturgie mit ihrer Ausrichtung auf ein bestimmtes Milieu mit dem ‚Gemeinde‘-Gottesdienst verwechselt wird.“⁵⁹ Damit ist der agendarische Sonntagsgot-

⁵⁵ Vgl. ebd.

⁵⁶ A.a.O., 17f.

⁵⁷ Vgl. zum Folgenden Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Berlin/New York 1992. Ausführlicher werden dieser Ansatz und seine Konsequenzen für die Wahrnehmung des Gottesdienstes dargestellt in 2.3.

⁵⁸ Grethlein, *Grundfragen der Liturgik*, 53.

⁵⁹ A.a.O., 51.

tesdienst zum „Zielgruppengottesdienst“ geworden. Dies belegen auch die Befragungsergebnisse der vierten EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, bei der 31% (West) bzw. 24% (Ost) der Befragten angeben, dass es ein Hindernis für den Gottesdienstbesuch darstelle, dass sie sich den Menschen nicht zugehörig fühlen würden, die sie dort treffen. 31% bzw. 18% nennen ästhetische Gründe, die sie vom Gottesdienstbesuch abhalten („der Stil, in dem der Gottesdienst gehalten wird, gefällt mir nicht“).⁶⁰

Auf Hineinwachsen angelegte Formen

Neben diesen gesellschaftsstrukturell bedingten Faktoren, die vorrangig außerhalb des gottesdienstlichen Geschehens selbst liegen, werden jedoch auch dem Gottesdienst inhärente Gründe als Grund für die Nicht-Teilnahme angeführt.

Um an dem sonntäglichen Gottesdienst in agendarischer Form sinnvoll partizipieren zu können, ist eine gewisse Vertrautheit mit seinen Formen nötig. Denn der Gottesdienst ist auf Gewohnheit und Ritualität angelegt und geht in seinem Charakter implizit davon aus, dass Menschen im Rahmen kirchlicher Sozialisation in seine Formen hineinwachsen: „Evangelischer Gottesdienst hat sich zu einem Sonderfall von Kommunikation entwickelt, der deutlich von sonstigen Sozialformen unterschieden ist und deshalb [...] hiermit Unvertrauten einen Zugang erschwert oder gar unmöglich macht.“⁶¹ Es sei eine anspruchsvolle religiöse Kommunikationsform, die dem „Aufbau psychischer Komplexität“ diene und „explizite Sozialisationsmaßnahmen“ benötige, um erfolgreich an ihr teilnehmen zu können.⁶²

Diese religiöse Sozialisation beruhte wesentlich auf Imitationslernen: Kinder und Jugendliche folgen zunächst unhinterfragt dem Verhalten der älteren Generationen und eignen sich die Gehalte allmählich selbst an. Dass dieses Imitationslernen geschieht, wird aber zunehmend unwahrscheinlich. Denn einerseits ist der Gottesdienstbesuch in der mittleren Generation, wie gezeigt, eher die Ausnahme als die Regel, andererseits agieren Kinder und Jugendliche heute wesentlich stärker als früher als Subjekte ihrer Wahl und folgen auch in religiösen Fragen ihren individuellen Plausibilitäten, statt unhinterfragt die Muster der Erwachsenen zu übernehmen. „Das alte liturgiedidaktische Modell, das von der Überzeugung ausging, man müsse zunächst einmal die Liturgiefähigkeit der Menschen trainieren, indem man ihnen den hohen Symbolwert des liturgischen Ablaufstruktur nahe bringt, damit sie dann anschließend im ständig reproduzierten Vollzug des Erlernten die Stärkung ihres Glaubens empfangen könnten, scheitert heute bereits an fehlenden Grundvoraussetzungen. Die ausdifferenzierte Gesellschaft lässt zu wenig Zeit für die Beschäftigung mit Dingen, die nicht spontan einleuchten.“⁶³

Erfolgt diese Sozialisation nicht und kann auch der Konfirmationsunterricht den Wert des Gottesdienstes nicht plausibel machen, wird es unwahrscheinlich, dass Menschen in späteren Jahren einen Zugang zum Gottesdienst in der agendarischen Form gewinnen, denn „nur für den, der sich in der liturgischen Situation heimisch fühlt, springt [...] ein Identitätsgewinn heraus“⁶⁴. Menschen, die erst im Erwachsenenalter zum christlichen Glauben und damit zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes finden, berichten da-

⁶⁰ Huber/Friedrich/Steinacker, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge 455 sowie Hermelink, Sonntagsgottesdienst, 46.

⁶¹ Grethlein, Grundfragen der Liturgik, 73.

⁶² Dinkel, Was nützt der Gottesdienst, 287.

⁶³ Roosen, Anlaß und Interesse, 12.

⁶⁴ Manfred Josuttis: Der Gottesdienst als Ritual, in: Friedrich Wintzer u.a. (Hg.): Praktische Theologie, Neukirchen 1997, 43–57, 53.